

# Wohin?

Erzählung von Hebeatis

(Fortsetzung)

„Es ist die zweite Täuschung, und die ist meistens schlimmer als die erste.“ So hatte die Großmutter zu Rose-Marie gesagt; „Denn natürlich sollst du auch ein Junge sein, nur daß ich bei dir bald ins Auge nahm, daß du sicher einmal deinen Namen mit einem edlen, alten Namen verknüpfen und die Stammtafel eines edlen Geschlechtes werden konntest. Mein Wunder also, daß ich statt einer Eva lieber einen Adam bei euch hätte ankommen sehen.“

„Es ist gar nicht wie du.“ So sagten beide Eltern, „es ist so traurig, und recht verwunderlich ist's, daß es so wenig hübsch ist.“

Und so geschah es, daß Klein Eva auch bei den Großeltern den Namen zum großen Teil überlassen blieb, und selbst während des Trauerjahres mußte sich Rose-Marie gefallen lassen, kann mehr Zeit für ihr Töchterchen gehabt zu haben. Ihre eigene heftige Erbsitterung, des Vaters Krankheit, die Sorge um ihren Mann, der kaum einen Tag das Stillsitzen aushielt und Sport und Spiel immer leidenschaftlicher betrieb, hatten sie dergeachtet eingenommen, daß sie wenig für ihre Tochter übrig behielt.

Ich bin nicht in der Stimmung, mit dem Kinde zu scherzen, mein traurig Gesicht paßt nicht für ein Kind, so hatte sich Rose-Marie wohl gefühlt und, kam Eva, sie bald wieder hinausgeschickt.

Natürlich liebt sie ihre Tochter, aber ob ihre Liebe nicht noch weniger echt und recht war als die ihrer eigenen Mutter?

Und weber zog sich Rose-Marie zurück zum Mann.

„Ach hab dich sehr lieb, mein Eva.“

„Warum dann darf ich nicht bei dir sein?“

„Weil ich Sorge und Kummer habe, und du fröhlich sein sollst.“

„Aber ich bin doch nicht fröhlich.“

„Ach bin so allein, laß mich bei dir bleiben, Mutti!“

Da hob Rose-Marie ihr Kind auf ihren Schoß und herzte und küßte es, wie sie wohl noch nie getan. Sie mußte mit einem Male, wie ein großer Schmerz ihr durch den Kopf schlug, und auch, daß sie mit ihrer Tochter willen durchaus ihres Kindes, des Wohin, sicher sein mußte.

17. Kapitel

Ein neues Leben begann für Rose-Marie. Sie fing an mit ihrem Kinde zu leben — und welche neue Freude das gab!

Sie begriff nicht, daß sie das Leben in der Welt, nichtslagende Freuden und Gemüße dem Umgang mit ihrem Kinde hatte vorziehen können.

„Alle Tage entdeckte sie neue Seiten an dieser lieblichen Menschenblume. Ihre Mutter mochte recht gehabt haben: Eva glich Rose-Marie nicht, wie diese als Kind gewesen. — So verhielt sich auch immer Rose-Marie's eigene Kindheitserinnerungen sein mochten, daß sie immer fröhlich und vergnügt gewesen und jeder ihr Namen gegeben wie „Sonnenstrahl“, „Weidenröschen“ usw., dessen „Lurche“ sie sich deutlich. Ihr Evidenz dagegen war ein ernstes, vielleicht fröhliches Kind — nun Rose-Marie angefangen, sich mit ihr zu beschäftigen, wunderte sie sich, was die kleine alles überlegt und gedacht, und besser wohl mußte, wohin der Weg ging, als ihre Mutter. Der Mensch ist von Natur ein Christ, hat ein Weiser gesagt, und der göttliche Beiland verleiht, daß der Kinder Engel allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel sehen. So meinte sich Eva, als ob es sich von selber verstand, dem ewigen Lichte zu, einer Sonnenblume gleich, die sich allerwegen der Sonne zuwendet. Vielleicht war Bruder Stephan ein „abwärtiges Kind gewesen — ihm war auch der Himmel immer ganz nahe gewesen. Auch durch einen Ausdruck des Gesichtes erinnerte ihr Töchterchen sie an ihren Bruder, ein eigen gebildeter Blick in den Augen, ein sanftes resigniertes Lächeln um die Lippen.“

„Ach ja, der arme Stephan hatte früh zu entbehren gehabt, vielleicht kam's bei ihm daher. Was aber hatte es den Fingern ihres Kindes — eingepflügt? War's, daß sie eine Sonnenblume war, die nicht zwischen die Dornen und Disteln dieser armen

Erde pflanzte? Und fester drückte Rose-Marie ihr Kind an sich.

„O Gott, laß mir mein Kind, daß es mich lehren Himmelwege gehen — ich habe sonst keinen Gott!“ so flehte sie.

Und dann gingen Rose-Marie's Gedanken wieder zu den Brüdern. — Wie war es doch gekommen, daß der arme Stephan so reich geworden schon auf Erden?

Robert war's, der dem armen Knaben Geld und Stütze gegeben in leiblicher und geistlicher Beziehung. An den starken Freund hatte er sich lehnen dürfen und bald auch erfahren, daß der Genuß nicht müßlos, für den Gidhmann ist. — Rose-Marie hatte in den Jahren ihrer Ehe nur selten und flüchtig den Stiefbruder gesehen — aber seine Werke, seine schönen frommen Bilder hatten selbst auf ihren weltlichen, zertrüßten Sinn tiefen Eindruck gemacht. Des Stiefbrüders fromme Seele hatte daraus zu ihr gesprochen — gleich wie Roberts Name durch die Welt klang, so als der eines Wunderkaters. „Nein Wunder, daß er ganz in seinem Berufe aufging und nicht geheratet hatte, und fast wie es wie Schamröte in Rose-Marie's Wangen auf, wenn sie daran dachte, daß sie geglaubt, Robert hätte sie so lieb, daß er sie zu seinem Weibe begehrt. Anna hatte wohl recht mit ihrem Rat, in Bezug auf Robert — doch nicht in Bezug auf den Mann, der ihr Gatte geworden. Der Genuß entfaltete sich nur, wenn er einen Schritt fand, an dem er sich emporraffte —

Zwei unheimliche, dem Augenblick lebende Weltfänger, die gar nicht nach dem „Wohin?“ fragten, konnten ja immer das rechte Ziel erreichen.

Rose-Marie's Augen blinzelten ernsthaft, ein schmerzlicher Zug hatte sich um ihre Lippen. Ach, wie groß mußte auch jetzt noch ihre Hilfsbedürftigkeit sein, daß sie, die Mutter, sich an ihrem kleinen schwachen Kinde hatte entpörrichten wollen! In diesem Augenblick kam jäh ihr Töchterchen daher, das Schürchen mit Blumen geziert.

„Was willst du damit, Liebchen?“

„Du sollst sie haben, Mütterchen! Du hast Blumen so gern, gelt?“

„Ne, lehr.“

„Und Stina sagt, du wärst die allerhöchste Blume gewesen, als du ein kleines Mädchen warst, und gleich dem lichten Sonnenstrahl.“

„Ei ja, ich war ein fröhlich Kind, und ich wollte, du wärst es mehr noch.“

Eva lächelte.

„O, ich bin sehr froh, seit ich dich habe, Mutti; ich war nur soviel allein — und mit leiserem Gespür.“

„Großmutter mochte mich nicht gerne.“

„Doch, warum sollte sie nicht?“

„Weil ich nicht wäre wie du — du weißt, was sie damit meinte, so schön wie die schönste Blume und wie ein lichter Sonnenstrahl.“

Sie sagte, ich glühe und leuchte, und nimmst würde ich schlank und gerade wie eine junge Tanne werden.“

„O, Eva, nein!“ rief sie erschrocken, „du hast Oma mißverstanden.“

Es kam ihr plötzlich die Erinnerung, daß es ihr aufgefallen war, daß die eine Schalter Evas ein klein wenig höher als die andere war. Sie hatte auch mit der Stiefmutter darüber gesprochen, allein diese hatte ihr versichert, daß das gar nichts zu bedeuten hätte und sich verminderte.

„Aber, wenn schon ihre Mutter irgend etwas Anormales an Evas Körper entdeckt hätte — wie hätte sie sonst so, wie das Kind erzählt, zu denselben sprechen können? — mußte es doch wirklich einen Fehler an dem garten Körperchen der Kleinen geben! Eva war für ihre sieben Jahre sehr klein.“

Ungeheim riß sie jetzt ihr Kind an sich, das sich erschrocken an die Mutter schmiegte.

„Doch ich etwas Unrechtes getan?“ fragte es schüchtern. „Gefragt hat's Oma, aber Stina hat recht, es macht nichts, wie einer ausschaut, nur daß man gut und fromm ist und dem lieben Gott und allen guten Menschen gefällt — und, Mutti, ich bin so froh, daß ich dir gefalle und du mich lieb hast, da denk' ich, der liebe Gott hat's gut.“

Rose-Marie drückte ihr Kind noch fester an sich und küßte es zärtlich,

ohne recht Worte zu finden. Als am Abend Eva zu Bett ging, war es Rose-Marie selber, die ihr Kind auszog und badete, während sie sonst nur für den Gutenachtgesang gekommen war.

Und genau untersuchte sie die kleinen Schultern.

Nein, bis jetzt hatte sich nicht die kleinste Unebenheit verwickelt — die rechte Seite des garten Körperchens war runder entwickelt, und war nicht auch am Rückgrat eine Krümmung sichtbar?

Eine unforgbare Angst schnürte Rose-Marie die Kehle zu.

Sollte ihr einziges Kind ein Krüppel werden?

Der Gedanke war schier unerträglich. Rose-Marie hatte ihr Leben lang geahnt, daß sie ein ungewöhnlich schönes und anmutiges Geschöpfchen sei. Nicht daß sie besonders eitel gewesen wäre, dazu war sie zu sorglos und auch zu herzenswarm, aber ihre Schönheit und Anmut hatten zu ihr gehört, sie waren ihr Eigentum und zwar ein sehr liebes und wertvolles, und das, worauf ihre Mutter offenbar ein mindestens ebenso großes Gewicht gelegt als das von Gut und Geld — wenn auch Rose-Marie's Sinn eine ernstere Richtung genommen, die alten Anschauungen behaupteten ihr Recht.

Sie konnte sich nicht mit dem Troste zufrieden geben, den die alte Kinderfrau Eva gegeben: „Es kommt nicht darauf an, wie eins ausschaut, nur daß man gut und fromm ist und dem lieben Gott und allen guten Menschen gefällt.“ Sollte sie auch eben noch gedacht, wie reich und glücklich Stephan schon hier auf Erden geworden, jetzt plötzlich sah sie nur, was sein körperliches Gebrechen ihm für Not und Entbehrung bereitet hatte. O, und sollte es ihrem einzigen Kinde ähnlich ergehen? Und am Ende gar durch ihre Schuld! Sollte sie nicht eigentlich bis vor wenigen Monaten ihre Tochter Mißlingshänden anvertraut? Und hatte sie nicht auch gemerkt, daß ihre Mutter weder viel Zeit noch viel Liebe für ihre kleine Eva hatte übrig hatte? Ja, wenn's ein Anabe gewesen wäre, oder die kleine auffallend hübsch! — Rose-Marie mußte, daß ihre Eltern so gedacht und danach gehandelt hatten, wenn sie auch in ihrer Unbesonnenheit nicht gerührt hatte, daß das junge Kind schon angefangen, sich ein- und allein zu fühlen.

Wie ein herber Stachel bohrte sich das Gefühl veräummter Sorgfalt in ihre Seele ein.

Als sie sich allein in ihrem Gemache sah, fiel sie auf die Knie und schluchzte bitterlich.

Sie sagte ihr Gebet zu Gott nicht in Worte, aber ihr Flehen drang dennoch zu dem Allerbarmen empor. Ihre Seele wurde still — und als sie sich erhob, da stand ihr Entschluß fest.

„Ich fahre mit meinem Kinde nach München — wenn meine Saumseligkeit noch gutzumachen ist, so wird Robert mit Gottes Hilfe dazu imstande sein — und wie's auch kommt — die lieben Menschen dort werden Trost und Liebe haben, sowohl für Mutter wie Kind.“

18. Kapitel

Rose-Marie war mit ihrem Kinde seit Monaten in Roberts Klinik. Waren die ersten Wochen auch voll banger Sorge gewesen, ob Robert Eva den helfen konnte, so war jetzt schon alle Bangigkeit aus ihrer Seele gewichen. Ihrem Dergenskind war noch rechtzeitig Hilfe geworden. Roberts Klinik hatte Wunder getan — das zarte Körperchen würde sich normal entwickeln, und dazu hatte es sich auch gerundet und geweiht auf ihre Wangen gepflanzt. Ja, jetzt konnte man auch das Evidenz einen Sonnenstrahl nennen. Gerade wie Rose-Marie einst in ihrer Kindheit, wurde sie von allen geliebt und verehrt, und mit mehr Recht, wie ihre Mutter meinte. Eva war ein sinniges Kind, ein tiefes, gartes Gemüt ihr eigen. Wie pakte sie da zu den Evidenz und Bruder Stephan! Es gab Rose-Marie eine große Freude zu sehen, wie das Kind an Stephan hing, und wie dieser seinerseits ihr Eva's liebte. Sie stimmten so gut zueinander, so mußten sie sich wohl gut sein. Aber auch die Evidenz taten es. Mutter Evidenz, doch war die richtige „Oma“, feiner mußte das besser als Eva's selber, die so gerne ihre weiche Kinderwange an die rümpelige der alten Frau schmiegte.

Und Robert — sein großes, leidliches Herz hatte vom ersten Augenblick an seiner kleinen Patientin gehört. Rose-Marie hatte das sofort erkannt, und die Zärtlichkeit der kleinen für den großen Doktor, der sie

gesund gemacht, war unverkennbar mit fast christlicher Bewunderung gemischt. Zurte sie ihn doch öfters auch begleiten auf seinen Rundgängen durch das Haus, war sie doch Zeuge seiner Güte und dankbaren Verehrung, die ihn überall begrüßte.

Und Rose-Marie selbst? Nicht nur, daß sie alles, was ihrem Töchterchen Liebes geschah, mitgenoss — sie selber hatte ihr eigenes, unbedientes Gute, jeden Tag neu und münzig zu genießen. Vielleicht hatte sich Rose-Marie zunächst etwas gedrückt und fremd gefühlt, schon weil sie empfand, daß die Zeit trotz aller Güte, die ihr und ihrem Kinde gezeigt wurde, eine Schranke zwischen ihnen errichtet und zwar durch ihre Schuld. Allein nach und nach wuchs sie mehr und mehr wieder hinein in das alte schöne Verhältnis, das einst zwischen ihnen bestanden.

Besonders konnte sie Stephan ihre ganze arme Seele öffnen. So fern er selber auch sein Leben lang der Welt und ihren Freuden gestanden, so gut und nachsichtig, ja so verständnisvoll konnte er seinem Schwiegersohn gegenüber sein, das sich so manches liebe Jahr ganz in ihren Strudel verloren gehabt hatte. Mit ihm konnte sie auch eingehend über die Gestaltung ihres künftigen Lebens reden, und wenn es ihr auch schwer schien, sie gab dem Bruder recht, daß ihre Pflichten gegen ihr Kind die gegen ihren Gatten nicht beeinträchtigen durften. Was an ihr lag, mußte sie tun, ihn auf seinem abschüssigen Wege aufzuhalten; vielleicht, daß es ihr gelang, ihn mehr an das Haus zu fesseln, wenn sie seinem Charakter und seinen Gemütsheiten Rechnung zu tragen suchte. Ihr Mann hatte sie in seiner Weise lieb, er war feichtfinnig und leichtleblich, sein „Wohin?“ ging nicht über diese Erde hinaus, und seit er seiner Schwiegermutter nicht mehr Rechnung abzulegen hatte und den schwachen, nicht mehr zu rechnungs-fähigen Schwiegersohn so wohl zu lenken verstand, hatte er noch viel leichtfinniger gewirtschaftet. Rose-Marie hatte es wohl erkannt, aber freilich ohne einen Versuch zu machen, ihn zum Denken an das „Wohin?“ zu bringen.

Rose-Marie verstand von Geschäft-

ten nichts, wohl aber wußte sie, daß der Reichtum ihrer Eltern durch viel Mühe und Arbeit erworben war — und wie hätte sie vergessen können, wie ihre Mutter starb?

Ja, sie war es ihrem Gatten, ihrem Kinde und sich selber schuldig, daß sie Einbild in die pekuniären Verhältnisse ihres Hauses zu gewinnen suchte, und so sie geordnet werden mußten, wenn nicht der Bankrott das Ende sein sollte, alles daranzusetzen, ihren Gatten zu einem geregelten Leben zu bringen.

Freilich schien ihr solche Aufgabe riesengroß ihrer schwachen Kraft gegenüber, aber der Versuch sollte ge-

macht werden. Auch darin hatte Stephan recht, man konnte kein „Wohin?“ nur dann als himmelan gerichtet ansehen, wenn man sich das in den irdischen Pflichtenbereich gehört, die dieselbe Richtung besaßen, also gut und gerecht war. So war z. B. Robert Evidenz's ganzes Wirken, seine Anstalt, die Verwaltung des Hauses, überhaupt alles, was mit seinem Wirkungsbereich zusammenhing, dergeachtet geordnet. Da gab's kein Ja und Nein, kein Zweifeln und kein Schwanken; auf geradem Wege zum Ziele zu, ganz gleich, ob es

(Fortsetzung auf Seite 6)



## Jubiläums-Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt,

nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: Die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

### Preise portofrei:

|                  |        |
|------------------|--------|
| Ein Buch für     | \$0.50 |
| Drei Bücher für  | \$1.25 |
| Sechs Bücher für | \$2.25 |

St. Peter's Press  
Muenster, Sask.